Tägliches
Cincinnatier Volksblatt

Briefe an das „Volksblatt" sind zu adressiren:
CINCINNATIER VOLKSBLATT, BOX 226
CINCINNATI, OHIO.

Haupt-Offices:
NO. 637 VINE STRASSE.
CINCINNATI, O.
Geschäfts-Departement....Telephon Canal 2624
Redaktion.....Telephon Canal 2045

Zweig-Offices:
Covington, Ky., 509—511 Madison Ave. Telephon South 2254
Newport, Ky., 339 York Str., Tel. South 2401

Oestlicher und westlicher Vertreter
Howard G. Storb
New York — 1108 Fünfte Avenue Gebäude.
Chicago — 664 Peoples Gas Gebäude.
Philadelphia — 924 Arch Straße.

Mittwoch, den 15. April 1914.

Wie der Sekretär des Präsidenten berichtet, sind in den letzten 24 Stunden im Weißen Hause über fünfhundert Depeschen eingelaufen, welche den Widerruf der Abgabenfreiheit gutheißen. Wenn man das gesunde moralische Empfinden dieses Landes ermessen will, darf man nicht den Kongreß als Maßstab gelten lassen, wo selbstsüchtige Motive alles Ehrgefühl verdunkeln.

In Aurora, Ills., waren die Wirthschaften, trotzdem kein behördlicher Zwang vorlag, am letzten Sonntag geschlossen. Das geschah wegen der Prohibitionisten aus der Umgegend, die mehrere tausend Mann stark nach Aurora gekommen waren, um sich dort voll und toll zu trinken, nachdem sie ihre eigenen Bezirke trocken gelegt hatten. Das ist die prohibitionistische Moral, in der eigenen Lokalität die Wirthschaften zu schließen und sich dann nach anderen Orten zu begeben und dort sich bis zur Bewußtlosigkeit zu betrinken.

Sekretär Bryan hat dem Präsidenten einen werthvollen Dienst erwiesen, indem er die Geschichte der Abgabenfreiheit auf der Baltimorer Konvention veröffentlichte. Es geschah das, um die Behauptung der demokratischen Gruppe zurückzuweisen, daß die Partei durch ihre Platform gezwungen sei, gegen die Aufhebung der Abgabenfreiheit zu stimmen. Bryan weist nach, daß die Platform sich für die Unterstützung der amerikanischen Handelsflotte erklärt, so weit das ohne Subsidien geschehen könne. Wohl sei auch eine Planke angenommen worden, welche sich für die Abgabenfreiheit der Küstenfahrer im Panama Kanal erklärt, aber das sei geschehen, weil der Konvention nicht bewußt war, daß die Abgabenfreiheit mit einer Subsidie gleichbedeutend sei. Demnach sei es vollkommen in der Ordnung, die Planke betreffs der Abgabenfreiheit unbeachtet zu lassen. Bryan hätte noch etwas anderes hinzufügen können, nämlich, daß auf einer National-Konvention die wenigsten Mitglieder wissen, wofür sie stimmen und ferner, daß die Platform für Clark geschrieben wurde, der die Instruktionen gegeben hatte, wie die Platform lauten solle und nicht für Wilson, da dieser bekanntlich erst nach Annahme der Platform nominirt wurde. Der ganze Hinweis auf die Platform ist eine faule Ausrede der Monopolisten.

Wir wollen nach Haus! rufen die Kongreß-Mitglieder und der Präsident antwortet: Nach Hause gehn wir nicht, bis alle Versprechungen in der Platform erfüllt sind. Zu diesen gehören die Trust-Bills und die Vorlage zur Einführung des landwirthschaftlichen Kredits. Das Ende der Sitzung ließe sich beschleunigen, wenn der Senat das Kommittee, welches die Bill betreffs Aufhebung der Abgabenfreiheit unter sich hat, zur Eile aufforderte. Aber dieses hat es darauf angelegt, sehr viel Zeit zu vergeuden. Nicht weniger als vier Wochen lang will es allerlei Verhöre anstellen, um zu erfahren, was es schon längst weiß, daß wir einen Vertrag mit England abgeschlossen haben, der vorschreibt, daß alle Schiffe, ohne Ausnahme, die durch den Panama-Kanal gehen, Abgaben bezahlen sollen. Der Präsident sieht diese Zeitvergeudung ruhig mit an, hat aber keinen Zweifel übrig gelassen, daß er den Kongreß, wenn nöthig, bis Ende des Jahres in Sitzung halten werde, wenn er mit seiner legislativen Aufgabe nicht fertig wird. Im Mai werden wohl die Senatoren unruhig werden und das Kanal-Kommittee auffordern, einen Bericht einzureichen, denn die Senatoren, wie überhaupt alle Kongreß-Mitglieder müssen dringend sich nach ihren Heimathsorten begeben, um sich auf die Primärwahlen vorzubereiten.

Die Zusammenkunft zwischen dem österreichischen und dem italienischen Minister des Auswärtigen ist insofern von Interesse, als daraus zu ersehen ist, daß Italien kein schwaches Glied in der Dreibundskette ist, als welches es früher angesehen wurde. Zu einer Zeit hat man mit der Möglichkeit gerechnet, daß Italien aus dem Dreibund austreten werde. Die Irredentisten, welche die italienischen Provinzen Oesterreichs begehren, die Zuneigung der Sozialisten für das republikanische Frankreich, sowie die Sentimentalität für die lateinische Schwester und die Hinneigung der Regierung selbst zu England bewirkten zu einer Zeit eine dem Dreibunde abgewandte Stimmung in Italien. Die Ereignisse der letzteren Zeit haben eine Wandlung hervorgerufen. Die offenkundige Absicht Frankreichs, die Oberherrschaft im Mittelmeer zu führen, worin es von England eher unterstützt, als gehindert wird und die Gefahr russischen Eindringens in jenes Meer haben der Erkenntniß Raum verschafft, daß Italien beim Dreibund am besten aufgehoben ist. Das ist unter den jetzigen Verhältnissen von großem Werth. Die italienische Landmacht ist stark genug, um eine ganze Anzahl französischer Armeekorps beschäftigt zu halten und seine Seemacht besitzt ebenfalls einen gewissen Werth. In diesem festen Gefüge des Dreibundes liegt eine werthvolle Friedensgarantie, die wohl leider nicht der Nothwendigkeit enthebt, die Rüstungen fortzusetzen, aber doch den Völkern den Frieden sichert, der auch mit großen Geldopfern nicht zu theuer erkauft ist.

Wenn Huerta nicht salutirt.

Unser gesammtes atlantisches Geschwader ist vor Tampico beordert worden, um die von Huerta verweigerte Sühne für die Beleidigung unserer Flagge zu erlangen. Vor einigen Tagen begaben sich ein Unteroffizier und mehrere Mann von einem unserer Kriegsschiffe vor Tampico unbewaffnet ans Land, um Benzin zu kaufen. Ein mexikanischer Oberst nahm sie in Haft und marschirte sie als Gefangene durch die Stadt. Der unsere Flotte kommandirende Kontre-Admiral Mayo forderte die sofortige Freilassung der Gefangenen und die Ehrung der Ver. Staten Flagge Seitens der Mexikaner durch einen Geschütz-Salut. Ersterer Befehl wurde sofort befolgt. Huerta selbst leistete Abbitte und versprach die Bestrafung des Offiziers, verweigerte aber die Salutirung der Flagge. Später willigte er in die Salutirung unter der Bedingung ein, daß wir unsererseits die mexikanische Flagge salutiren. Das hat der Präsident entschieden abgelehnt und da der Salut noch nicht erfolgt ist, so ist die gesammte atlantische Flotte vor Tampico beordert worden und eine Anzahl tausend Mann sind bereit, ans Land zu gehen und in Tampico, welches die Konstitutionalisten belagern, einzurücken. Die Wahrscheinlichkeit ist, daß Huerta auf eine solche Demonstration nachgeben wird, aber die Möglichkeit ist nicht ausgeschlossen, daß er die Genugthuung verweigert, wobei er sich darauf stützen mag, daß die fremden Mächte ihm zu Hilfe kommen, um die Landung unserer Truppen zu verhindern, oder die andere Möglichkeit ist, daß er von der Landung sich ein mächtiges Erwachen des mexikanischen Nationalgeistes verspricht, der ganz Mexiko um ihn schaaren und damit die Konstitutionalisten matt setzen werde. Unseres Ermessens sollten diese beiden Möglichkeiten nicht außer Acht gelassen werden. Wenn wir auch keine ernstlichen Folgen befürchten, so bleibt doch die Thatsache bestehen, daß mit dem Augenblick, da unsere Truppen landen, die Politik der Nichteinmischung aufgehoben ist, die der Präsident bis jetzt ebenso beharrlich, wie richtig befolgt hat. Der Grund, weswegen er die bisherige Neutralität bewahrt hat, ist zwar vom Präsidenten nicht dargelegt worden, läßt sich aber leicht denken. Sobald unsere Truppen in Mexiko einrücken, ist die Annexion aufs Tapet gebracht. Politiker gemeinen Schlages, und sie bilden die große Majorität ihrer Gattung, streben nach einer Gelegenheit, als Patrioten zu glänzen. Unter Patriotismus verstehen sie Eroberungen. Es ist daher mit Bestimmtheit vorauszusehen, daß, sobald eine Landung erfolgt ist, von Seiten der Politiker das Verlangen entstehen wird, daß, wenn unsere Truppen einmal in Mexiko eingerückt sind, sie nicht anders als mit Siegeskränzen zurückkehren dürfen. Der erste Schritt, wird es heißen, ist gethan und die Ehre der Nation wird angerufen werden, um die weiteren Schritte zu erzwingen, nämlich: bewaffnete Intervention und dann Annexion. Wie sich das entwickeln wird, wissen wir aus Erfahrung. Die demokratische Gruppe, die Frazen gegen England schneidet, um unter dem Deckmantel des Patriotismus Abgabenfreiheit im Panama-Kanal für das Schiffsmonopol zu erzwingen, wird die Kriegstrommel gegen Mexiko und gegen die ganze übrige Welt rühren und diese Verwerthung des Pseudo-Patriotismus für politische Zwecke wird die Anderen, die sich bislang vernünftig und besonnen gezeigt haben, veranlassen, in den Kriegslärm einzustimmen. In McKinleys Tagen begannen die Demokraten das Kriegsgeheul gegen Spanien, um damit politische Geschäfte zu machen, worauf die Republikaner noch kräftiger heulten und den Präsidenten wider seinen Willen in den Krieg hineindrängten.

Das hätte Wilson sich überlegen und von der Demonstration Abstand nehmen sollen. Die ganze Geschichte erscheint als sehr kleinlich. Nachdem die gefangenen Mannschaften frei gegeben waren und die mexikanische Regierung sich entschuldigt hatte, lag keine Nothwendigkeit vor, den Salut zu fordern. Die Sache konnte damit als abgethan gelten. Ist aber der Fehler gemacht worden, auf einem Salut zu bestehen, so war es ein noch größerer Fehler, eine große Demonstration in Szene zu setzen. Unserer Ehre kann es keinen Abbruch thun, wenn ein solch ärmliches Land wie Mexiko sich unartig aufführt. Von der bisherigen Besonnenheit und noch mehr von dem weiten Blicke des Präsidenten hätten wir eine solche Komödie nicht erwartet, die seinen Gegnern, den Befürwortern einer bewaffneten Intervention in Mexiko, Gelegenheit gibt, seinen Plan zu durchkreuzen.

Ist der Präsident der Ansicht, daß er die Kraft besitzt, die Folgen, die sich einstellen könnten, zu verhüten, so ist ihm ein Mangel an Ueberlegung zum Vorwurf zu machen. Er weiß, daß der Kongreß Krieg ohne seine Zustimmung erklären kann und er weiß, daß das in McKinleys Administration geschehen ist. Während Letzterer sich bemühte, mit Spanien zu einem friedlichen Verständniß zu gelangen, passirte der Kongreß über seinen Kopf hinweg eine Kriegserklärung. Damit war er gezwungen, sich den Kriegsschreiern zu unterwerfen und es ist nicht ersichtlich, wie der jetzige Präsident unter gleichen Umständen anders handeln könnte. Unmöglich kann er eine vom Kongreß erlassene Kriegserklärung unbeachtet lassen.

Es ist wohl anzunehmen, daß Huerta schließlich nachgeben wird, zumal der Präsident noch kein Ultimatum gestellt hat und sich damit auch nicht beeilen wird, aber es besteht doch immer die Gefahr, die ebenso gut hätte vermieden werden können, daß Huerta die geforderte Formalität — denn um mehr handelt es sich ja nicht — verweigert und daß der Präsident, nachdem er gegen eine bewaffnete Intervention angekämpft hat, durch sein eigenes Verschulden ein solche herbeiführt.

Das Musikcafe.

Berlin, im April.

Es ist schon davon zu reden; seit man diese Kulturgroteske, das Musik-Café, erfunden hat, hat die Sache des leichten und heilsamen Vergnügens in Europa einen weitern Schritt abwärts gemacht. Es gehört zu den vielen Dingen, bei denen deutsche Anregung oder wenigstens deutscher Rohstoff (der Rohstoff ist in diesem Falle die Musik) die Hauptrolle gespielt hat, und wir sind die Spezialisten des „schweren" Vergnügens — nicht dessen, das die Seele erhebt, die Gedanken beflügelt, so daß der Geist, wie nach drei Glas guten Rothweins, gleichsam in helle Fernen blickt, die Hemmnisse weggeschoben fühlt, die feiner Unternehmungslust im Wege standen. Nein! unser Vergnügen muß schwer sein, wie ein mattgrüner Nebel auf Gehirn und Blutbahnen drücken, uns zur Unbeweglichkeit, zum Dahindämmern verurtheilen und sich mit falschen Kunstgefühlen und sogenannten Bildungsansprüchen aufputzen. Auf dem Wege dieses Vergnügens ist das Musikcafe eine unumgängliche Etappe geworden. Es erfreut so viele Leute bei uns, dieses Musikcafe, daß man es wirklich ein modernes Volksvergnügen nennen kann. In jedem Falle hat es das Kaffeehaus umgestülpt, neue Formen hervorgerufen und mit dem Hervorlocken neuer Laster auch neue Tapeten und neuen Stil für die Kaffeekannen hervorgezaubert. Leiterin des Guten ist uns dabei wie in so vielen Dingen unsere verehrte Reichshauptstadt, die beginnende Kulturumwälzungen mit dem richtigen Stempel versieht und dann zum freien Vertrieb weiter schickt. Berlin hat, was sein Kaffeehauswesen betrifft, jetzt die dritte Entwicklungsstufe erreicht. Die erste war die alte, einfache Konditorei mit Apfeltuchen und Schlagsahne auf dem Büfett und den Bildern des alten Kaisers an den Wänden. Die zweite war das richtige Wiener Cafe, das von so ungeheurer Bedeutung für die deutsche Litteratur geworden ist. Die dritte ist das Musikcafe, ohne alle Bedeutung für die Litteratur, prunkhaft, geschwätzig und anspruchsvoll, wie die ganze Zeit, in der wir leben. Sehen wir also einmal zu, wie dieser neue Gast aussieht und wie er hochgekommen ist.

Das Musikcafe hat bei uns, die wir alle Wirthshäuser zu Kunsttempeln veredeln, bereits seinen neuen Stil gefunden, der es ganz von den alten Kaffeehäusern unterscheidet. In Berlin giebt es zwei oder drei von diesen großen Tempeln, die den neuen Stil deutlich tragen, das eine ist am Potsdamer Platz, das andere befindet sich in der Tauentzienstraße; andere sind im Bau. Natürlich haben daneben unzählige andere Musikcafés die alten Formen beibehalten, mit denen sie einmal erbaut wurden, und die sie jetzt nicht mehr ändern wollen. Aber der neue Stil wird sich schon ausbreiten. Seine Haupteigenheit besteht darin, im Gegensatz zum alten Wiener Kaffeehaus, daß er jede Intimität ausschließt. Das Cafe ist ein riesengroßer Saal, meist in rechteckiger oder Ellipsenform, mit obenlaufenden Galerien, auf denen sich auch der Platz für die Musik befindet; er erinnert eigentlich an den Saal einer Volksversammlung oder eines Zirkus, durchaus nicht an eine Erfrischungsstätte. Als Stütze dienen breite Pfeiler, die mit Metallbelag, bunten Kacheln oder Mosaiken oder einfach mit schwarzen Hölzern bekleidet sind. Mosaikbilder bekleiden auch zuweilen die Brüstungen der Galerie. Von der Decke hängen riesengroße Kronleuchter nach venezianischer Art; überhaupt geht der Prunk mehr auf schweres und glänzendes Material aus als auf einen phantasievollen Stil. Ecken und Winkel sind vermieden, die Tische stehen in langen Reihen hintereinander; die Fenstertische vor den großen Spiegelscheiben und die Plätze vor der Brüstung der oberen Galerie, von denen man den Saal übersieht, sind die begehrtesten. Man will hier vor allem die Augen brauchen, „Betrieb" sehen, sich weltstädtisch fühlen. Hier will man nicht lungen austauschen. Für Unterhaltung, Erörterungen oder Beobachtung ist die Musik da. Und daß das Ganze ein farbiges Bild bietet, dafür sorgt die raffinirte und verschwenderische Beleuchtung. Unsere drei Kaffeehaus-Epochen hatten jede einen besondern historischen Stil, der ihrem Wesen entsprach. Die alte Konditorei war Empire- oder Biedermeierstil, schmackhaft, ein bißchen farbig, aber nüchtern und phantasielos. Das Wiener Kaffeehaus, der Tummelplatz eines reichgewordenen Bürgerthums, prunkte mit Renaissance- und Rokokoformen, die aus Herrenschlössern stammten. Der neue Stil, das schwere Material, die bunten Kacheln, die Mosaiken, das ist Byzanz, die Freude am farbigen Lärm, das Zirkusvergnügen des Schauens, die Masse, die sich selbst Schauspiel geworden ist.

Man mag fragen, wie und woher eigentlich der Gedanke kam, in das bis dahin stille und von Künstlern und Gelehrten bevölkerte Kaffeehaus Musik zu verpflanzen. Woher soll er sonst kommen, als von da, von wo die ganze Vergnügungskultur Neu-Berlins stammt, von Oesterreich-Ungarn?! Es ist gerade zwanzig Jahre her oder etwas darüber, daß in Berlin Kaffeehäuser mit Musik entstanden. Wenn wir nicht irren, war es um 1892, daß man das erste Kaffeehaus mit Musik in der südlichen Friedrichstadt einrichtete; im Winter darauf entstand ein solches in der Potsdamer Straße, dann siedelten sie in die innere Friedrichstadt über, wo ja der stärkste Abend- und Nachtverkehr ist. Von da verbreiteten sie sich über die ganze Stadt; jetzt gibt es ihrer zu Dutzenden, vielleicht zu Hunderten über ganz Groß-Berlin, und es wird in ihnen oft bis zum Morgen gespielt. Im Anfange waren es immer ungarische Geiger, die in den Cafés konzertirten, dann kamen die rumänischen dran, die russischen und Gott weiß, worauf die Berliner sonst noch Appetit hatten. Immer waren die italienischen beliebt, als ob man von denen eine besondere Belebung der Lebenslust erwarte. Bald wurde die Musikkapelle im Kaffeehaus — die schon früher im Hotel und im feinern Restaurant gewesen war — das Zeichen des „weltstädtischen" Betriebes. Man kam sich als etwas vor, wenn man hier bis in die Nacht hinein sitzen konnte, in einem dichten Schwaden von Zigarren- und Zigarettenrauch, mit dem Lärm von Hunderten von Menschen um sich und die flotten modernen Schlager oder auch romantisch empfindsame Musik hörend. Dabei ist die Geschichte so billig! Wenn man ein Glas Bier zu dreißig Pfennig trank, zehn Pfennig Trinkgeld dazu rechnete, konnte man hier leben wie Gott in Frankreich. Nero und Heliogabel haben bei ihren Orgien sicher mehr verbraucht und konnten doch „Puppchen" und „Wie einst im Mai" nicht hören.

Natürlich kann das Musikcafé, dessen Ausgaben sehr viel größer sind als die des früheren Kaffeehauses, nur auf seine Kosten kommen, wenn es den Massenbesuch erzwingt und für eine Zeitlang an sich fesselt. Die größern Kosten bestehen vor allem in der hohen Pacht, die ein solches Café in den belebten Straßen zahlen muß, und in den recht beträchtlichen Ausgaben für die Musik und für etwaige Gesangskräfte, die man auch noch heranzieht. Wir wollen, die Berliner Verhältnisse zugrundelegend, versuchen, uns die geschäftlichen Unkosten eines solchen Kaffeehauses einmal klarzumachen. Im Durchschnitt kostet eine Kapelle von zehn Mann etwa 10 Mark für den Tag und den Mann; der Kapellmeister ist dabei nicht gerechnet, der etwa das Doppelte bekommt, in den bessern Musikcafés aber 30 Mark täglich und auch mehr, falls er — wie man das in Berlin nennt — zu den „großen Kanonen" gehört. Diese 10 Mark für den Tag und den Mann sind nicht zu viel, wenn man die großen Anstrengungen bedenkt, denen diese Musikkapelle ausgesetzt ist, und die hohen Ansprüche, die das Publikum allmählich stellt. In dem größten Kaffeehause dieser Art beginnt die Musik um 2 Uhr Nachmittags und spielt — mit Pausen natürlich — bis 2 Uhr Nachts; in dem nächstgrößten beginnt sie um 4½ Uhr und endet um 12 Uhr Mitternacht. Also, nach der obigen Kostenberechnung würde der Besitzer eines größern Musikcafés schon etwa 42,000 Mark jährlich für die Musik ausgeben. Die Pacht stellt sich aber oft sehr viel höher. Es ist bekannt, daß das größte Musikcafé in Berlin jährlich 320,000 Mark Miethe zu zahlen hat, die andern kommen dann allerdings erst in weitem Abstand. Es soll aber auch das Café Bauer Unter den Linden, wo man jetzt Musik eingeführt hat, etwa 125,000 M. jährlich Miethe zahlen. Nehmen wir die Kaffeehäuser in nicht so zentral gelegenen Stadttheilen, wo die Miethen billiger sind, so kann man sagen, daß sie immerhin im Durchschnitt jährlich 30- bis 40,000 Mark Miethe zu bezahlen haben. Dazu kommen noch die Ausgaben für Getränke, für Geschirr, für Ausbesserungen und dergleichen. Das will alles erst verdient sein. Nun sind ja die Preise für Getränke in den Musikcafés, wie der Provinzler mit bedeutendem Ton in Berlin zu bemerken pflegt, „recht anständig". Die Tasse Kaffee kostet neuerdings 40 Pfennig; das große Glas Münchener 60 Pf. Aber auch damit geht es nur, wenn der Massenverkehr sich einstellt. Und der Massenverkehr hängt wieder davon ab, welche Konzession man hat. Das System der polizeilichen Konzessionen in den Schankstätten von ganz Groß-Berlin ist eines der wunderlichsten Dinge, die es in der Berliner Sittengeschichte gibt. Es ist gar keine Einheit darin zu entdecken. Nach alter Polizeivorschrift sollten derartige Cafés nur bis 11 Uhr Nachts Erlaubniß für ihre Konzerte haben. Die Polizei des betreffenden Reviers verlängert aber die Konzession, wenn sich, wie es heißt, keine Mißstände herausstellen. Die beiden großen Cafés, von denen wir sprachen, sind bis 3 oder 3½ Uhr des Morgens geöffnet, andere Lokale in der Friedrichstadt bis 4 Uhr, eines davon in der Kronenstraße sogar bis 6 Uhr Morgens. Offenbar haben sich also dabei keine Mißstände herausgestellt. Solche Cafés schließen dann aber mitunter den ganzen Vormittag und eröffnen erst am späten Nachmittag wieder; sie brauchen auch zwei Kapellen. Das ist schließlich noch die beste Seite des Musikcafés, daß es so vielen Musikern, die sich früher vergebens nach Brot und Erwerb umsahen, lohnende Beschäftigung gibt. Man ersieht aber daraus, daß auch das Musikcafé nicht immer eine Goldgrube ist und daß man sich nicht durch dieses betäubende nächtliche Leben, durch den Lärm, den Lichterglanz täuschen lassen muß. Und bringt auch der Winter dem Besitzer ein ständiges und ausdauerndes Publikum, im Sommer ist es, besonders an schönen Abenden, um so öder, weil die Leute dann Besseres zu thun haben, als sich die Köpfe von Tamtam, Zigarrenrauch und schwerem Bier benebeln zu lassen.

Besuchen wir etwa an einem Winternachmittag das große Café am Potsdamer Platz in Berlin, und sehen wir uns das Publikum an! Draußen peitscht der Regen die Straßen, eine ungewisse Dunkelheit herrscht, vermehrt durch Wolkenfetzen, die der Wind über Mietpaläste und prunkvolle Hotelbauten jagt. Es ist, wie man sagt, ein Hundewetter; man schlottert, die Seele friert ebenso wie die Gedärme. Drinnen ist es hell, gemüthlich, prunkvoll und warm. Die Menschen gehen auf den weichen rothen Teppichen, lassen sich von den weißgekleideten Kellnern Süßigkeiten und Getränke bringen und beschauen voll Andacht die bunten Mosaiken und den funkelnden venezianischen Kronleuchter. Sie kommen sich etwas vor, sie sind räumlich und geistig hinweggehoben über ihre elenden Miethwohnungen, über den Familien- oder Berufstratsch, der sonst ihre Nachmittagsbeschäftigung, besonders am Sonntag, wäre. Dazu wiegt die Musik mit ihren modernen Schlagern, ihren Walzer- und Operettenmelodien sie in angenehme Träume. Wir können aber auch Wagner und Richard Strauß hier hören —, oh! wir sind ganz auf der Höhe der Zeit. Immerfort strömen neue Besucher durch die große Drehthür mit den glänzenden Bronzeplatten. Am Sonntag schon um 3 Uhr, am Wochentag um 5 Uhr ist kaum ein Platz zu haben. Das sind keineswegs nur junge Leute, Liebespaare und Müßige, wie man glauben könnte. Nein, das ist zur Hälfte Familienpublikum, und wenn man an Sonntagen die Dutzende von kleinen Kindern sieht, die die Stühle umlagern, begreift man, warum das ideale Familienleben gerade bei uns mit solcher Inbrunst verherrlicht wird — in der Theorie selbstverständlich! Die Feinen, die Besondern, die geistigen Eigenbrötler werden, wenn sie inmitten dieser Masse sitzen, sich fühlen, als ginge ihnen ein Mühlrad im Kopfe herum. Sie fühlen sich dieser kunstgerechten Aufstachelung und Befriedigung aller Masseninstinkte hilflos gegenüber. Sie denken an frühere Kaffeehäuser, wo in den Ecken künstlerische Diskussionen stattfanden, Gelehrte und Politiker Theorien entwickelten, denen man gespannt zuhörte, ob es gleich schon Mitternacht geschlagen hatte. Nichts dergleichen ist hier möglich. Die Musik schlägt alle Unterhaltung todt. Es gibt freilich, glaube ich, nicht zehn Leute in Deutschland, denen man klarmachen könnte, daß Musik eine öffentliche Zudringlichkeit sein kann. Denn in diesem Lande, wo alle Komponisten, Dirigenten und Virtuosen maßlos verwöhnt werden, wo ein tüchtiger Schriftsteller aber meistens zwanzig Jahre braucht, um sich durchzusetzen, würde man verwundert aufsehen bei solcher Behauptung. Es ist nichtsdestoweniger wahr, daß wir uns mit Musik bei allen möglichen Gelegenheiten überfüttern, daß wir gute Musik zu oft an die unrechte Stelle bringen. Die Musiker werden — was ganz natürlich ist — Zeter wider mich schreien, aber sie sollen sich nur einmal gründlich in dem Mahlstrom der Musikcafés umsehen. Ich möchte Plato, den strengen Kritiker der Musik, nicht sehen, wenn er gerade Liszt ungarischer Rhapsodie oder einem der schönen wilden Tänze von Brahms im Musikcafé lauschte, und um ihn herum ginge es wie im Hexensabbat: „He, Kellner, eine Bockwurst mit Salat!" „Kellner, wo bleibt mein Pilsener!?" „Rasch, eine Schale Haut und einen Kaffee verkehrt!" Wirthschaft, Horatio, Wirthschaft!

Die erhabene Kulturmission des Musikcafés ist nach und nach auch den Ausländern klar geworden, die in der Reichshauptstadt Studien über uns machen. Sie finden meistens viel Geschmack daran, sitzen bis 2 Uhr Nachts da und erklären begeistert, daß solche Kaffeehäuser in keiner anderen Weltstadt zu treffen seien. Sie sagen das mit verschiedener, mehr oder weniger überzeugungsfähiger Tonstärke — Slawen und Amerikaner am glaubwürdigsten, Engländer viel weniger sicher, Holländer und Franzosen höflich und mit Zurückhaltung. Aber ich habe die Idee, daß sie sich im Geheimen alle über uns ein wenig lustig machen. Oder sollte das nur Neid sein? — Neid auf den wunderbaren deutschen Appetit, alles durcheinander zu genießen. Liszt'sche Rhapsodien und Bockwurst und Pilsener und eine Schale Haut? Vielleicht treffen sie auch, wenn sie in zehn Jahren nach Berlin kommen, noch eine weitere Kultursteigerung: das deutsche Universalkaffeehaus der Zukunft. Am Büfett wird dann ein sprechender Film abgerollt, auf jedem Kaffeetisch steht ein Grammophon und der Kellner servirt auf besonderes Verlangen und gegen Erhöhung des Bierpreises auf 1 Mark 50 Pfennige für das Glas eine Caruso-Platte. Das wird reizend sein. Es bleibt dem Besucher nur eins übrig: aus der Haut zu fahren und sich daneben zu setzen.

Lokal-Bericht.

Selbst geschossen

Hat sich im Schlaf Rev. Cornelius Conway.

Ein eigenartiger Unfall widerfuhr dem Reverend Cornelius Conway, welcher als Seelsorger an der St. Andrews Kirche zu Milford seines Amtes waltet. In der Montag Nacht vernahm der Reverend Schritte und glaubte, daß Einbrecher in seiner Wohnung seien. Schnell griff er zu seinem Revolver, welchen er ständig unter dem Kopfkissen hat, und begab sich in die unteren Räume. Trotz allen Suchens konnte er keinen Eindringling finden. Nach der Rückkehr in sein Schlafzimmer legte Rev. Conway die Waffe auf den Tisch und fiel bald in einen Halbschlaf. Alles, auf was er sich besinnen kann, ist, daß er mit der Hand den Revolver berührte und dieser sich entlud. Eine Kugel drang dem Herrn in den Kopf, wodurch er zeitweise bewußtlos wurde. Später schleppte sich der Verletzte mit Aufwendung aller Kräfte an das Telephon und benachrichtigte Dr. C. N. Bolt, welcher mit den Aerzten James Shirley und John Bosch nach der Pfarrwohnung eilte, woselbst sie Rev. Conway stark blutend in seinem Bette auffanden. Der Verletzte wurde schnellstens nach dem Guten Samariter Hospital gebracht, wo es den Aerzten gelang, den Bewußtlosen wieder zu sich zu bringen. Rev. Conway erklärte, daß er sich zufällig selbst geschossen habe. Die Verwundung ist eine sehr schwere und die Aerzte haben wenig Hoffnung, ihn am Leben erhalten zu können. Andere Priester, welche von dem Vorfall in Kenntniß gesetzt wurden, verweilen am Krankenlager ihres Kollegen. Rev. Conway wurde im September von der St. Patricks Kirche in Cumminsville nach Milford versetzt. Daselbst wohnte er allein in seinem Amtshause, da er keine Wirthschafterin hält und seine Mahlzeiten in einem Hotel einnimmt. Diesem Umstand ist es zuzuschreiben, daß dem Verletzten nicht früher Hilfe gebracht werden konnte und derselbe stark unter Blutverlust gelitten hatte, als die Aerzte eintrafen. Rev. Conway ist 50 Jahre alt und hat einen Bruder, Hugh Conway, welcher in der Stadt-Ingenieurs-Office thätig ist.

Geburten.

Joseph und Elisabeth Balon, 5514 Section Str., Knabe.
Charles und Retta Boebinger, 527 McAlpin Av., Knabe.
Otto und Anna Braun, 2242 Flora Av., Knabe.
Frederick und Clara Preßler, 3712 Columbia Av., Knabe.
John und Anna Keller, 139 Ost Clifton Straße, Zwillinge, Mädchen.
Amos und Edna Myers, 1980 Kinnen Av., Knabe.
Frederick und Nettie Gnadinger, 2008 Main Straße, Mädchen.
George und Mamie Schaefer, 118 Saunders Straße, Knabe.
John und Emily Remmers, 1630 Queen City Av., Knabe.
Chester und Myrtle Martin, 414 Lock Straße, Mädchen.
Henry und Freda Schreiber, 733 Froome Straße, Knabe.
August und Therese Steiner, 2360 McMicken Av., Mädchen.
Henry und Margaret Eberle, 56 Classon Straße, Mädchen.
Anton und Therese Osterholt, 2713 Webster Av., Knabe.
Oliver und Marie Davis, 1410 Baymiller Straße, Knabe.
Charles und Etta Nagel, Newton, Knabe.
John und Christina Rais, 2262 Schoedinger Av., Mädchen.
Robert und Cora Strasser, 3640 Spring Grove Av., Mädchen.
Carl und Annie Labermeier, 129 Allison Straße, Mädchen.
Robert und Vera Holms, 1309 Walnut Straße, Knabe.
William und Clara Threm, 2325 Vine Straße, Mädchen.
Charles und Carrie Wolff, 132 Ost 13. Straße, Mädchen.
Fred und Cora Uebel, 232 Clifton Av., Mädchen.
John und Margarethe Woog, 12 Mary Straße, Knabe.
John und Margarethe Tengler, 14 Mary Straße, Zwillinge, Mädchen.

Hanselmann-Klub.

Theatervorstellung zum Besten des Logenhaus am 21. April.

Wie schon in diesen Spalten wiederholt mitgetheilt worden ist, hat sich in der Hanselmann Loge ein Hanselmann-Klub gebildet, der sich vornehmlich aus den jüngeren, hier geborenen Mitgliedern der Loge zusammensetzt. Der Klub hat sich die löbliche Aufgabe gestellt, die nothwendigen Gelder aufzubringen, um die innere Einrichtung der neuen Logenhalle damit zu bestreiten. Mit dem Bau der Halle an der Clifton Avenue, neben dem Hebrew Union College, wird noch im Laufe des Sommers begonnen. Natürlich sind die Beiträge, welche die Mitglieder bezahlen, allein nicht hinreichend, um den schönen Plan auch ausführen zu können. Weitere Mittel sollen durch Unterhaltungen aufgebracht und der Anfang mit einer Theatervorstellung gemacht werden, die am Dienstag, 21. April, im Emery Auditorium stattfindet. Das gesammte Ensemble des Direktors Otto Ernst Schmid ist engagirt worden und die künstlerische Leitung Herrn Schmid übertragen, sodaß eine gediegene Vorstellung nicht ausbleiben kann. Auch das Stück, welches zur Aufführung gelangt, spricht an. Es ist das urwüchsige Lustspiel „Die Logenbrüder", ein hier von deutschen und englischen Aufführungen bestens bekanntes Stück, ganz dazu angethan, den Abend in angenehmer Weise zu verbringen. Billete sind von den Mitgliedern oder vom Schatzmeister Herrn Henry E. Wilde, 28 Ost 7. Straße, zu beziehen. Hoffentlich ist der Erfolg der Vorstellung solcher Art, daß die jungen Leute ermuthigt werden, weitere dramatische Unterhaltungen zu arrangiren.

Ehe-Erlaubnißscheine.

Albert Hill, 35, Addyston, O.
Anna Hill, 22, desgl.
George B. McArthur, 23, 1190 Herschell Ave.
Clara Henry, 21, Seven Mile, O.
Emma Burns, 22, 2108 Herrick Ave.
Carrie Bauer, 20, 1910 Madison Rd.
Adolph Pottschmidt, 24, Mt. Healthy.
Edwina Flamm, 24, desgl.
Bela Schloser, 22, 1525 Central Ave.
Emma Shier, 24, desgl.
Charles Schuchmann, 30, Mt. Washington, O.
Lida Fox, 21, Forestville, O.
William H. Hoblitzell, 28, 1424 Ost McMillan Str.
Martha Hedican, 23, Madisonville.
Edward F. Uhlig, 24, 29 Peete Str.
Alma Miller, 18, 508 Mulberry Str.
Gus. Kirchheimer, 24, 4276 Colerain Ave.
Leona Thalman, 24, 1310 Dayton Straße.
James A. Lawton, 35, Bellevue, Ky.
Florence K. Duerr, 23, 1724 Queen City Avenue.
Everett Lee Ballinger, 26, New York.
Ruscille Heß, 18, 713 West 4. Str.
George Nowak, 21, 2150 Loth Str.
Aurora Wagner, 20, 3921 Katherine Avenue.
Clarence T. Francis, 32, Newark, O.
Florence Day, 21, 641 West 4. Str.
Charles T. Durkin, 26, 600 West 3. Straße.
Frances K. Hill, 25, 1420 Elm Str.
Irvin Lee, 63, Addyston, O.
Hattie Neal, 26, desgl.

Vermißt.

Zum letzten Male sahen Bekannte der 16 Jahre alten Stella Thompson, No. 1058 Intermediate Avenue wohnhaft, dieselbe am 3. April, als sich das Mädchen auf einer nach Newport, Ky., fahrenden Car befand, um sich nach seiner Arbeitsstelle zu begeben. Seit dieser Zeit ist das Mädchen verschwunden und die Polizei, welche eine gute Personalbeschreibung erhielt, wurde ersucht, auf Stella zu fahnden.